
BUCHBESPRECHUNGEN

Benedikt Stuchtey: Die europäische Expansion und ihre Feinde. Kolonialismuskritik vom 18. bis in das 20. Jahrhundert (Studien zur Internationalen Geschichte, Bd. 24), München: Oldenbourg, 2010, 475 S.

Rezensiert von
Martin C. Wald, Hamburg

Genau genommen übertreibt der Titel. Meist geht es in der Konstanzer Habilitationsschrift von Benedikt Stuchtey nicht um eine massive, grundsätzliche Feindseligkeit gegenüber dem europäischen Kolonialismus, sondern um vorsichtige Bedenken und Reformvorschläge: Unter welchen Bedingungen war eine Ausbeutung fremder Kontinente moralisch erträglich? Wie war ökonomisch eine solide Kosten-Nutzen-Rechnung der imperialen Abenteuer zu gewährleisten? Konnte politisch imperiale Macht nicht auch dem universalen Frieden dienen statt immer neue Weltkrisen heraufzubeschwören? Kolonialskeptiker mussten sich in der Schaffung von kritischen Öffentlichkeiten mit dem arrangieren, was in ihrem jeweiligen –meist kolonialbegeisterten oder wenigstens kolonialzufriedenen – gesellschaftlichen Um-

feld denk- und sagbar war: Wege zu einem begründbareren, besseren Kolonialismus aufzuzeigen.

Stuchtey legt den Fokus dabei auf die Analyse von Schriften europäischer Intellektueller, also der „metropolitanen“ Akteure, im aufgeklärten und viktorianischen Zeitalter. Erst im dritten Kapitel über den Hochimperialismus des Fin de Siècle kommen (wenige) indigene Stimmen zu Wort. Dies ist eine kluge Selbstbeschränkung, ebenso wie der durchgängige Schwerpunkt auf dem britischen Weltreich, das in kolonialer Effizienz und imperialer Ideologie Vorbild sowohl für Deutschland als auch die USA war. Lediglich der vierte behandelte Fall – Frankreich – ist dem weniger verwandt, weil hier der Kolonialismus ausschließlich dem nationalen Prestigedenken entsprang.

Als erster Schlüssel zum Verständnis des Problems gilt im Buch durchgängig der schwierige Dualismus von imperium et libertas. Bereits in der klassischen Periode des Freihandelsliberalismus – Stuchtey arbeitet hier mit dem Begriff der Achsenzeit von 1770 bis 1830 – musste sich eine ambivalente Haltung zum Kolonialismus entwickeln: Die globale Entgrenzung der Handelsströme durfte in dieser Ideologie nicht weltpolitischem Konkurrenzdenken geopfert werden. Aus diesen Begründungszusammenhängen hellstichtig auszubre-

chen gelang erst Edmund Burke. Für den großen Kritiker der Französischen und Bewunderer der Amerikanischen Revolution schob sich das Problem der Kontrolle kolonialer Politik und der *men on the spot* durch Parlament und Öffentlichkeit in den Vordergrund. Daraus entwickelt Stuchtey leitmotivisch einen zweiten Schlüssel: die Wechselbeziehungen zwischen Nation und Imperium. Den britischen Kolonialkritikern – auch *Little Englanders* genannt – war es darum zu tun, den Verantwortlichen die Illusion zu nehmen, beim Weltreich handle es sich um nicht mehr als um ein *Greater Britain*. In Wirklichkeit mussten Weltreichsgedanke und konkretes Handeln an der kolonialen Peripherie die moralischen und politischen Wertmaßstäbe auch des Mutterlandes affizieren. Was bedeutete es zum Beispiel für das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, wenn koloniale Truppen zurück in Großbritannien zur Niederschlagung von Arbeiteraufständen eingesetzt wurden? Plakativ wird dieses Problem auch von einer deutschen Karikatur „Die Macht der Gewohnheit“ auf den Mittelseiten des Bandes aufgegriffen, die Stuchtey leider – denn hier blitzt durchaus so etwas wie Kolonialfeindschaft auf – wie alle anderen Karikaturen dort nicht interpretiert: Ein Kolonialbeamter, der in Afrika eine Affäre mit einer schwarzen Frau hatte, malt zurück in der Heimat seine Ehefrau schwarz an, um diese nunmehr ebenfalls auszupeitschen.

Diese Mahnungen, die letztlich darauf hinausgingen, Imperialismus gefährde die sozialen Integrationsbemühungen und damit den nationalen Zusammenhalt, der ja wiederum notwendig sei für eine erfolgreiche Weltmachtspolitik, leuchteten langfristig selbst der hohen Politik und

notorischen Kolonialbefürwortern ein. Der konservative Premierminister Disraeli nannte Indien einen „Mühlstein“ am Hals der Briten. Auf der einen Seite wurde mit dem Rassismus eine neue Integrationsideologie bereitgestellt, die die Herrschaft über Indien und sogar den „bastard imperialism“ in Afrika über die alte „Zivilisierungsmission“ hinaus zu rechtfertigen vermochte. Auf der anderen Seite fasste der Gedanke immer besser Fuß, der „nationale Kolonialismus“ zumindest in den „Dominions“ Kanada, Australien und Neuseeland, den Siedlerkolonien, müsse sogar gestärkt werden, um einen reibungslosen Übergang in die staatliche Unabhängigkeit zu gewährleisten. Ältere Metaphern über den Auszug der erwachsenen Kinder aus dem Elternhaus oder das Bonmot *Turgots*, Kolonien seien wie Früchte, die, sobald reif, vom Baum fielen, gewannen wieder an Stichhaltigkeit. Auch für manche Eroberungskolonien schienen die Liberalen in paradoxer Wendung den Imperialismus nur deshalb immer weiter treiben zu wollen, um die Voraussetzungen für sein baldiges Ende zu schaffen. Das Schicksal des römischen Weltreichs spukte heftig in den Köpfen der britischen Intellektuellen, und somit wurde auch nach – eher hegemonialen als imperialen – Strategien gesucht, der Gesetzmäßigkeit von „*decline and fall*“ zu entgehen.

Der „Generalbass“, wie Stuchtey den die Kolonialzeit stetig begleitenden Grundton der Kolonialkritik wiederholt nennt, war also doch nicht so wirkungslos. Dennoch hat Stuchtey zweifellos Recht, wenn er das „Projekt“ der metropolitenen Kolonialkritik durch die Dreieitigkeit von Distanz, Defensive und Dilemma bestimmt sieht. Für den Autor ist die Kolonialkritik eine

„Kontrastgeschichte“, für die Kritik europäischer intellektueller Öffentlichkeiten an Massenphänomenen nur ein Beispiel, das bis zur Totalitarismuskritik einer Hannah Arendt weitergedacht werden könne. Ein gehöriger Schuss Fatalismus müsse diesen Idealisten und Skeptikern mit in die intellektuelle Wiege gelegt worden sein. Das „Dilemma“ bestand nicht darin, dass die Forderungen meist unpopulär waren und nur zu Zeiten der größeren Kolonialskandale, an denen sich die Kritik zu kristallisieren vermochte, weitere Kreise zogen. Seit der britische Imperialismustheoretiker John Robert Seeley 1882 die Unterwerfung der Erde durch die Europäer als einem unverrückbaren Geschichtsprozess entsprungen betrachtet und seinen Landsleuten in diesem Sinne eine Absentmindedness bescheinigt hatte, schien sich alle Kritik am Weltenlauf als hoffnungslos rückwärtsgewandt und unmodern selbst zu entlarven. „Vorwärts“ wiesen indes die indigenen Unabhängigkeitskämpfer. Nicht erstaunlich, dass deshalb Kolonialkritik seit 1900 verstärkt ein Projekt von Minderheiten statt wie bislang von Eliten war.

Stuchtey liefert weitere Teilergebnisse, die hier aber nicht alle wiedergegeben werden können. Allerdings geht der Autor dabei doch allzu vorsichtig vor. Prägnante Thesebildung ist ganz offenbar nicht sein Ding. Um seiner Sorgfaltspflicht Genüge zu tun, verschleiern er zudem richtige, wertvolle Aussagen hinter Satzungen, bei denen die pronominalen (oft auch thematischen) Anschlüsse ungelenkt erfolgen. Über die französischen Kolonialkritiker sagt Stuchtey bezüglich der ägyptischen Krise von 1882: „Sie bewirkte vielmehr eine Form des Negativismus als Reak-

tion auf ihre bis dahin vorherrschende Ambivalenz“ (S. 299). Erstens muss man sich schon denken, dass sich „sie“ auf die Krise und „ihre“ dann aber auf die Kritiker bezieht. Zweitens bleibt als Ergebnis, dass die Kritiker irgendwie auf sich selbst reagiert haben – wie auch immer sie das gemacht haben mögen. Drittens wäre mit dem Satz „Vielmehr nahmen die Kritiker die Krise zum Anlass, ihre bislang ambivalente zugunsten einer noch negativeren Haltung aufzugeben“, mehr und Richtigeres gesagt.

Schwerwiegender: Die Darstellungsweise, für die sich Stuchtey entschieden hat, fällt in der Regel negativ ins Gewicht. Sicherlich ist es lobenswert, dass der Autor im Sinne einer „modernen Intellektuellengeschichte“, zu der er sein Buch als Beitrag verstanden wissen will, die Beziehungen zwischen einzelnen europäischen Intellektuellen netzwerkartig entfaltet. Manchmal ist diese Einbettung in die umfassenderen intellektuellen Debatten der Zeit geeignet, zum Beispiel, wenn er John Hobsons Imperialismuskritiken (1901/02) vorausschickt, dass diese ohne die Vorarbeiten Gustave Le Bons zur Massenpsychologie nicht denkbar gewesen wären (S. 359). Doch im maßlosen Namensüberfluss entgleitet ihm zu oft der thematische Fokus, Stuchtey wirkt dann wie ein Zapper in der europäischen Geistesgeschichte. Was erklärt es zum Beispiel über das Wirken der Kolonialkritiker in der amerikanischen Anti-Imperialist League, über die wir uns gerade mühsam ein Bild machen durften, wenn im nächsten Absatz die Jahre später geäußerten antikapitalistischen Gedanken Lenins über diese Gruppe ausgeführt werden, uns vom gesellschaftlichen Ort ihrer Kritik weit, weit wegführend (S. 346)?

Diese den Leser überfordernde Schachtelstruktur führt recht spannungslos von einer Kolonialdeutung zur nächsten, Kritiker und Befürworter munter kreuzend und ineinander verwischend; Kapitel- und Abschnittsüberschriften helfen wenig. Zwar wird in einem Abschnitt häufiger auf einen Namen zurückgeblendet, der dann jedoch nicht als Leitlinie und „Lesehilfe“ im Titel erscheint (zum Beispiel John Bright in Kapitel II.13). Andersherum vagieren Informationen anscheinend völlig frei im Text ohne jeden Sinn im argumentativen oder gar nur thematischen Zusammenhang. So kommt – rein assoziativ? – Stuchtey vom Denken Gladstones zu dessen Evangelikalismus, von dort zu religiös motivierter Beschäftigung mit dem Kolonialismus und schließlich zu Annie Besants theosophischer Deutung der irischen Home-Rule-Bewegung von 1920 – und dies als Abschluss eines Kapitels, das heißt: „Die Entwicklung der Kolonialismuskritik seit den 1830er Jahren bis zum Indischen Aufstand 1857/58 im Spannungsfeld von Nation und Expansion“! Eine „netzwerkartige“ Verknüpfung zwischen Gladstone und Besant wird hieraus nicht deutlich.

Fast scheint es, als habe sich Stuchtey schon sehr frühzeitig von der Möglichkeit, ein lesbares Buch zu schreiben, verabschiedet. Denn er verzichtet auf einen separaten Forschungsteil und lässt den Forschungsstand lieber in die Darstellung einfließen. Und da er hier wirklich vollständig und vertrauenswürdig ist, kommen diese Namen also alle noch hinzu!

Benedikt Stuchtey hat fachlich hinsichtlich einer Geistesgeschichte und „Geistespolitik“ (S. 390) nicht nur der Kolonialkritik, sondern des Kolonialdenkens überhaupt Beeindruckendes geleistet. Ein Schuss

mehr von der großartigen englischen Tradition lesbarer Geschichtsdarstellungen wäre allerdings zu wünschen gewesen.

Karsten Holste / Dietlind Hüchtker / Michael G. Müller (Hrsg.): Aufsteigen und Obenbleiben in den europäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts. Akteure, Arenen und Aushandlungsprozesse (= Elitenwandel in der Moderne, Bd. 10), Berlin, Akademie-Verlag 2009, 294 S.

Rezensiert von
Silke Marburg, Dresden

Ostmitteleuropa ist hinsichtlich der Elitenformierung im langen 19. Jahrhundert ein reizvolles Experimentierfeld, umfasst es doch eine Reihe von Gesellschaften, denen nach noch immer gängigen Denkmustern ein Modernisierungsdefizit unterstellt wird. Denn die Interpretation der Epoche, die sich auf die Herausbildung des Bürgertums und die Entstehung der Nationalstaaten, darüber hinaus auf Industrialisierung, Marktwirtschaft und Parteiensystem konzentrierte, konstatierte beim Blick nach Osten hauptsächlich ein eigentümliches Gefälle. Gerade nachdem sich die Geschichtswissenschaft nun von dieser ausschließlichen Fokussierung gelöst und auch die Elitenforschung ein differenzierteres Verständnis der Gesellschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, muss Ostmitteleuropa als attraktives Vergleichsfeld gelten. Denn an weithin agrarisch geprägten Gesellschaften, in